

laufend neue Wettbewerbe ins Leben gerufen werden oder in bestehenden Wettbewerben die Anzahl der Spiele erhöht wird. Die Kalkulierbarkeit bezieht sich ebenfalls auf Quantifizierbares und beschreibt den Eindruck eines Mehrwerts, der bei den Konsumenten hervorgerufen wird. Dem ‚Big Mac‘ im Nahrungsmittelbereich entspricht nach dieser Auffassung etwa der inflationäre Gebrauch des Etiketts „Spitzenspiel“. Kontrollmechanismen betreffen in erster Linie die Besucher im Stadion: die Abschaffung der Stehplätze, die Gleichverteilung auf die verschiedenen Eingänge, das Alkoholverbot usw. Die Verwendung der Kategorie Vorhersehbarkeit erscheint zunächst paradox, da der Reiz des Spiels ja gerade im ungewissen Ausgang besteht; sie bezieht sich aber nicht auf das Spiel selbst, sondern auf das gesamte Ereignis, dessen Rahmenbedingungen immer stärker reglementiert werden. Dies zeigt sich etwa an den Vorgaben bei Champions League-Veranstaltungen: Spielbeginn, Texte auf den Anzeigetafeln, Größe, Farbe und Design der Tickets, Interviewbedingungen – alles wird von der UEFA exakt vorgegeben.

Diese Rationalisierungsmaßnahmen führen dazu, dass das Produkt Fußball gleichförmiger und die Vereine austauschbar werden. Das vergrößert gleichzeitig die Projektionsfläche für die Individuen: Je weniger eigene Charakteristika ein Verein aufweist, desto einfacher ist es, eigene Vorstellungen auf ihn zu übertragen. Dies ist zumindest eine alternative Erklärung für die Attraktivität des Zuschauersports.

Ute Nawratil

Werner Faulstich (Hrsg.)

Die Kultur der 50er Jahre

München: Werner Fink, 2002 – 292 S.

(Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts)

ISBN 3-7705-3748-3

Irmela Schneider / Peter M. Spangenberg (Hrsg.)

Medienkultur der 50er Jahre

Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2002 – 391 S.

(Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd.1)

ISBN 3-531-13638-0

Die Kulturgeschichte der frühen Bundesrepublik findet in der Wissenschaft zunehmende Aufmerksamkeit. Seit der ebenso umfangreichen wie grundlegenden Monografie von Axel Schildt (*Moderne Zeiten*, 1995) mehren sich die diesem Thema gewidmeten Publikationen. Offenbar sind die Anfänge der alten „Bonner“ nach der Etablierung der neuen „Berliner Republik“ so sehr zur Geschichte geworden, dass sie das historische Interesse auf sich ziehen. Und da die politische Entwicklung in den 50er Jahren schon zahlreiche Chronisten und Analytiker gefunden hat, gerät neuerdings die soziokulturelle Dimension in den Vordergrund. Zwei neue Sammelbände zu dieser Thematik – mit insgesamt 39 Einzelbeiträgen – sind hier vorzustellen, und es ist gleich eingangs um Nachsicht dafür zu bitten, dass nicht alle Beiträge Erwähnung, geschweige denn eine angemessene kritische Würdigung finden werden. Auch sind die unter dem nicht gerade trennscharfen Begriff „Kultur“ zu versammelnden Gegenstände und Probleme derart disparat, dass es ebenso schwierig wie unangemessen ist, durch diese Vielfalt einen „roten Faden“ zu ziehen.

Das gilt zumal für den von Werner Faulstich herausgegebenen Band; er ediert die Texte einer Ringvorlesung, die 2001/02 im Studiengang Angewandte Kulturwissenschaft der Universität Lüneburg stattgefunden hat. Das Themenspektrum ist breit angelegt und bezieht auch bisher eher vernachlässigte Teilbereiche (z. B. Philosophie, Theater, Sport) ein. Das macht die angestrebte „Formierung eines Wissenskanons“ über die 50er Jahre und dessen „didaktische Aneignung“ zwar systematisch nicht einfacher, dennoch weisen die meisten Einzelbeiträge in die Richtung zweier Befunde, die der Herausgeber quasi programmatisch den Vorlesungstexten voran stellt: Zum einen das vom Nationalsozialismus hinterlassene „Wertevakuum“, das den Freiraum für „eine ganz neue Kultur – die internationale Kultur der Sieger“ schuf, die auch eine allmähliche „Diversifikation von Lebensstilen und Teilkulturen“ begünstigte. Darin schon den „Beginn der Globalisierung“ zu sehen, erscheint allerdings reichlich gewagt, sind doch in manchen kulturellen Bereichen (z. B. Film, U-Musik) die zähen Rückstände einer typisch „deutschen Verspätung“ nicht zu übersehen. Zuzustimmen ist hingegen der zweiten Feststellung von Faulstich, dass sich die Medien – und, so wäre zu präzisieren: unter ihnen vor allem der Rund-

funk – als der eigentliche „Motor des gesellschaftlichen Wandels“ erwiesen.

Zugunsten des breit angelegten Überblicks, der z. B. auch Mode, Comics und Fotografie einschließt, findet der Rundfunk in der Sammlung zu wenig Beachtung. Gerade an ihm hätten sich sowohl der Einfluss der Siegermächte als auch zeittypische Widersprüche im Radio-Programm zwischen innovativer Publizistik und konventioneller Unterhaltung anschaulich zeigen lassen. Ähnliche Ambivalenzen kennzeichnen auch andere Kulturbereiche, wenngleich mit einer zum Ende des Jahrzehnts deutlicheren Tendenz zu einem wirklichen „Neubeginn“: Werner Faulstich stellt den Bedeutungsschwund tradierter philosophischer und religiöser Norm- und Wertsysteme mit universellem Anspruch dar, die allmählich „ganz und gar weltlichen Selbstbestimmungs- und Freiheitswerten“ Platz machten. Knut Hickethier zeigt den Wandel im Theater, das – zunächst aufbauend auf alten Strukturen und einem weiterhin „klassisch“ dominierten Repertoire – einen neuen Stil entwickelt, für den Namen wie Brecht, Piscator und Kortner stehen.

Auch in den meisten anderen Beiträgen werden Tendenzen eines grundsätzlichen Wandels bewusst in den Vordergrund gerückt, zuweilen etwas gewaltsam. Wer, wie der Rezensent, die 50er Jahre teils als Schüler eines kleinstädtischen Gymnasiums und teils als Student an einer Großstadt-Universität erlebt hat, kann sich an einen derart geschichtsmächtigen „Aufbruch zu neuen Ufern“ nur mit Mühe erinnern. Das weckt dann den Wunsch, etwas über das Lebensalter, die fachliche Orientierung und den Werdegang der Autorinnen und Autoren zu erfahren, doch leider schweigt sich das Buch darüber aus.

Von deutlich größerem Gewicht ist der von Irmela Schneider und Peter M. Spangenberg herausgegebene Sammelband, der auch in seinen zentralen Befunden von den Lüneburger Vorlesungsskripten abweicht. Schon seine Thematik ist präziser und deren wissenschaftliche Aufarbeitung weit gründlicher. Es handelt sich um den ersten Band einer „Diskursgeschichte der Medien nach 1945“, in der es – im Rahmen eines kulturhistorischen Forschungsprojekts – darum geht, den wissenschaftlichen und publizistischen Diskurs über „die Medien“ in den 50er Jahren zu rekonstruieren und zu analysieren. Im ersten Kapitel („Metadiskurse der Medienkultur“) werden in sechs Beiträgen die

Voraussetzungen der Medienreflexion behandelt. Der zweite Teil („Medienkonkurrenzen“) thematisiert in fünf Beiträgen die intermediären Beziehungen, wobei als Objekte Hörfunk und Fernsehen zu Recht besondere Aufmerksamkeit finden. Das dritte Kapitel („Leitdifferenzen“) schließlich enthält acht Fallstudien, die spezifischen Angebots- und Wahrnehmungsweisen von Hörfunk und Fernsehen nachgehen. Mögen die Kapitel-Überschriften auch ein wenig gekünstelt wirken, so markieren sie doch unterschiedliche Quellen, aus denen der zeitgenössische Diskurs über die Medienentwicklung der 50er Jahre sich speiste. Das Material, auf dem die Untersuchungen zur damaligen Mediensituation beruhen, ist die zeitgenössische Medienpublizistik im weitesten Sinn: Bücher, Zeitschriften, journalistische Veröffentlichungen, Selbstdarstellungen der Akteure, in denen versucht wird, die Formen, Inhalte, Funktionen und Ambivalenzen der Medien zu beschreiben, zu deuten und zu hinterfragen.

Die Meta-Ebene des Mediendiskurses bildet, wie in jeweils speziellen Beiträgen dargelegt wird, die Traditionen der Technikphilosophie, der Kommunikationstheorie und der Massenpsychologie. Diese Traditionen, deren Spuren bis weit ins 19. Jahrhundert zurückreichen, lieferten, neben anderen Varianten der Kultur- und Gesellschaftskritik, jene Parameter, an die sich die Erwartungen und vor allem die Befürchtungen angesichts der beschleunigten Medienentwicklung nach den 2. Weltkrieg knüpfen ließen. Aus diesen Quellen schöpfte auch der ebenso breite wie vielstimmige intermediäre Diskurs – vor allem zwischen den etablierten „alten“ und den aufstrebenden „neuen“ Medien, wobei das Fernsehen schnell zum dominanten Problemfall avancierte, da es ohne Frage das technisch elaborierteste, inhaltlich facettenreichste und für das Publikum attraktivste Medium darstellte: Das Fernsehen warf alle denkbaren medien- und kulturkritischen Fragen quasi auf einmal auf und bot damit dem Mediendiskurs eine ebenso ideale wie komplexe Projektionsfläche. Wie lebensfähig und ergiebig dieses Exempel ist, zeigt sich auch daran, dass das Fernsehen – trotz der neuerdings sich mehrenden Diskussionen über die politischen und gesellschaftlichen Implikationen des Internets – bis heute diese Rolle weiter spielt, obwohl seither ein halbes Jahrhundert vergangen ist. Ergo: ein wahrhaft Epoche machendes Medium.

Wer die ausführlichen Literaturhinweise der einzelnen Beiträge liest, dem fällt die häufige Erwähnung der Namen von Theodor W. Adorno und Günther Anders auf, der beiden in der Tat maßgebenden *Opinion Leader* des Mediendiskurses der frühen Bundesrepublik, beide auch Repräsentanten einer – wenn man so will – spätbürgerlichen Kultur- und Gesellschaftskritik. Irmela Schneider und Peter M. Spangenberg formulieren denn auch am Schluss ihrer Einleitung als Fazit der durchweg anregenden, lesenswerten und gut dokumentierten Beiträge, der Mediendiskurs der 50er Jahre verharre „in einem symbolischen Konservatismus“, dessen paradoxe „Leitfrage“ laute: „Wie vertreibt man das Mediale nicht nur aus dem Medium Fernsehen, sondern auch aus allen anderen Medien“, damit schließlich „Reflektion und Ästhetik als Kultur pur übrig bleiben?“. Gemeint ist dies als Kritik, bezeichnet in Wahrheit jedoch ein bis heute fortbestehendes Dilemma, das sich mit einer Gegenfrage beschreiben lässt: Welche konsens- und tragfähigen Normen und Maßstäbe hat die moderne Gesellschaft seit den 50er Jahren hervorgebracht, an denen sich die Medienwirklichkeit analytisch oder kritisch messen ließe? Viel mehr als postmoderne Beliebigkeit wird sich kaum finden lassen. Dem gegenüber nehmen sich die historisch gewachsenen und intellektuell fundierten Positionen im Mediendiskurs der Nachkriegszeit so sachfremd oder anachronistisch gar nicht aus!

Dieter Roß

Tarik Tabbara

Kommunikations- und Medienfreiheit in den USA

Zwischen demokratischen Aspirationen und kommerzieller Mobilisierung

Baden-Baden: Nomos, 2003. – 344 S.

(Materialien zur interdisziplinären Medienforschung; 46)

(Zugl.: Hamburg, Univ., Diss., 2002)

ISBN 3-8329-0183-3

Die Grundnorm des US-amerikanischen Mediensystems findet sich im *First Amendment*, dem ersten Zusatz zur Bundesverfassung: „Congress shall make no law ... abridging the freedom of speech, or of the press“. In welchem Umfang und in welcher Weise elektronische

Medien, insbesondere der Rundfunk, von dieser Gewährleistung erfasst sind, ergibt sich daraus nicht ohne weiteres. Die deshalb notwendige Auslegung muss sich in erster Linie an dem normativen Ziel der Regelung orientieren. Dieses bedarf aber ebenfalls der steten Neubestimmung und Konkretisierung. Der diskursive Zusammenhang, in dem, aus dem heraus und auf den hin jede derartige Zielbestimmung ausdrücklich oder implizit stattfindet, ist vielschichtig. Er umfasst alle ökonomischen, technischen, politischen, sozialen, juristischen, kulturellen oder auch ästhetischen Dimensionen, in denen der Wandel der amerikanischen Gesellschaft beobachtet worden ist und weiter beobachtet werden kann. Die Auslegung des First Amendment gibt das Ergebnis einer gesellschaftlichen Selbstbeobachtung wieder, der diese Auslegung als ein innovativer oder retardierender, jedenfalls aber prägender Faktor zugleich auch angehört. Dass die verfassungsrechtliche Entfaltung der Kommunikations- und Medienfreiheit in den USA von der vorliegenden Untersuchung als Teil eines beträchtlich weiter ausgreifenden Diskurses verstanden wird, ist deshalb nicht nur gut nachvollziehbar. Insoweit dieser Untersuchungsansatz zu interdisziplinärer Vielseitigkeit nötig, kann er seinem Gegenstand überhaupt erst wirklich nahe treten und dann auch juristisch ergiebiger werden. Spannender als die dogmatische Immanenz, in der die Nachzeichnung einer Spruchpraxis des *Supreme Court* in rechtsvergleichender Absicht so häufig verharret, ist er allemal.

Geleitet wird die Untersuchung von der bekannten These einer ebenso umfassenden wie beschleunigten Kommerzialisierung aller Lebensbereiche. Kommerzialisierung meint dabei die Unterwerfung tendenziell aller gesellschaftlicher Räume und Praktiken unter die „kapitalistische Logik der Kommodifizierung“ (S. 21). Die Logik des Zur-Ware-Werdens führt zur Verwandlung alles Öffentlichen in seine „privaten, kommerziell ausgebeuteten Entsprechungen“ (18). Ideologisch ist die kommerzielle Zurichtung der Welt gut abgestützt, haben sich doch „Globalisierung, Privatisierung, Deregulierung, Flexibilisierung etc. ... zu einem unwiderstehlichen Diskurs verbunden, der jede Abweichung von den neoliberalen Theorien und Praktiken unrealistisch erscheinen lässt“ (21). Das gilt auch für die kommerzielle Mobilisierung der Kommunikations- und Medienfreiheit. Heute werde das Verständnis des First